Ich will

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **9 (1905)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-572049

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

lebendiges Genrebild in seiner abgeschabten Velvetjoppe, der schöne Kopf dunkel gegen die sonndurchleuchtete Umgebung. Er ging lebhaft auf sie zu, als er sie gewahrte, und bewillkommnete sie herzlich. „Wie schön, daß Sie kommen, liebe Cousine! Hier, setzen Sie sich auf meinen Malstuhl — er ist freilich nicht sehr bequem — und ruhen Sie sich aus! Es ist warm; ich habe heute noch nicht viel Ordentliches zusammengebatzt. Dies feine Flimmern und Beben der Luft im Sonnenglast macht mich rabiat: ich bringe es nicht heraus!"

„Ich finde Ihr Bild wunderschön!" Sie war an die Staffelei herangetreten. „Wie getreu das alles ist, das Wasser, die Gräser, die sonnige Wiese; man möchte sich gerade hinlegen und träumen."

Ihr Lob schmeichelte dem jungen Künstler. „Aber die Stimmung," meinte er, „die Stimmung ist nicht darin! Ich bringe sie nicht hinein. Die Natur hat Geheimnisse, in die wir nicht dringen. Wir sind allzumal Sünder und Stümper, wir Maler!"

Sie war etwas entsetzt über seine freie Art, die Schrift auszulegen. Dergleichen hatte sie noch nie gehört. Aber sein ganzes Wesen imponierte ihr ungemein. Es kam ihr vor, als werde sie zum ersten Mal in ihrem Leben in den heiligen Tempel der Kunst eingeführt, und sie fühlte sich in eine Welt voll neuer Gedanken und Anschauungen versetzt.

Sie hörte mit leuchtenden Augen seinen eingehenden Auseinandersetzungen über Theorie und Praxis, Farben-, Licht- und Schatteneffekte zu und holte dann etwas schüchtern ein Päckchen aus ihrem Korbe hervor, den sie am Arme getragen. „Wenn ich Ihnen ein kleines Frühstück anbieten dürfte?" sagte sie; „es sind nur Butterbrote mit Zunge und ein Stück selbstgeräucherter Gansbrust."

Er dankte sehr erfreut und machte sich sofort über den Inhalt her. „Wir Maler haben immer Hunger," bemerkte er, „mehr Hunger als Geld ... Manchmal unbequem viel für unsern schmalen Beutel!"

Sie wurde rot vor Vergnügen und lud ihn zum Mittagessen ein, was mit Dank angenommen wurde.

Das kleine Festbankett am nächsten Tage verlief sehr befriedigend. Brigitte hatte ihre höchste Kunst entwickelt: die Sahnensauce war vortrefflich, mit goldbraunen Krüstchen, wie sie der feinste Pariser Gourmand nicht verschmäht hätte. Fast hätte das Fräulein den Wein vergessen; sie trank nie etwas anderes als Wasser zu Tisch. Glücklicherweise erinnerte Brigitte sie noch zur rechten Zeit daran, daß im Weinkeller noch ein paar Flaschen von ihres Vaters Bordeaux lagen. Sie schämte sich tief — wie wenig wußte sie doch davon, wie man Herren bewirten muß — und stieg selbst in den Keller hinab in ihrem mausgrauen, feinen Wollbatistkleide, um den Wein zu holen. Es war das erste Mal, daß sie seit der Eltern Tod ein farbiges Kleid trug; sogar ein verschämtes Blümchen lugte aus den Falten ihrer Bluse hervor, und sie sah viel jugendlicher aus als in dem strengen, harten Schwarz. Er bemerkte es und sagte ihr eine Liebenswürdigkeit, die sie tief innerlich glücklich und zugleich unruhig machte; sie war an dergleichen so wenig gewohnt. Nach Tisch musizierten sie ein wenig zusammen; sie spielten Mozart und Haydn vierhändig. Dann entdeckte er, daß sie eine, wenn auch schwache, doch liebliche Stimme besaß; er nötigte sie zu singen und begleitete ihre Lieder. O die Musik, diese böse, böse Zauberin! Wie süß sang sie sich selbst die lieben alten Lieder ins Herz hinein, das: „Ich hört' ein Bächlein rauschen ..." „Klein Anna-Kathrin", „Mitten im Schimmer der spiegelnden Wellen ..." und „Leise zieht durch mein Gemüt ..." Zuletzt sang sie Stanges reizvolles Idyll:

„Bei dem Glanz der Abendröte
Ging ich still den Wald entlang ..."

Sie wunderte sich selbst darüber, wie süß ihre Stimme bei dem Refrain: „So la — a — a —" klang. Und er sagte, Goethe hätte sie singen hören müssen; so interpretiert nähmen sich die im übrigen ziemlich albernen Worte echt klassisch aus; in ihrer Stimme wehe der ganze Zauber der damaligen naiven, schelmisch-wehmütigen Schäferromantik, die Goethe in dem Liede verkörpert habe.

Und nun folgten Sommertage für sie, einer immer schöner als der andere, Tage voll Glanz und Duft und Farbe und Klang, voll Rosen und süßer, verschleierter Träume! Sie fragte sich nie, was daraus werden solle, sie wunderte sich nur, wie sie so lange im Dunkeln, im Vergessen, in der Kälte hatte leben können. Immer über einen Tag aß er auf dem Gute, den andern besuchte sie ihn auf der Wiese und brachte ihm — es hatte sich ganz von selber so gemacht — sein Frühstück. So vergingen ein paar Wochen. Dann änderte sich das Wetter, es wurde rauh und kalt. Eines Tages erschien er zu ungewohnter Stunde. „Ich muß leider schon morgen fort," sagte er der Cousine, die ihm plötzlich still und bleich gegenübersaß. „An meinem Bild kann ich jetzt doch nicht mehr fortarbeiten, und mein Freund schreibt, der Professor sei schon von der Sommerfrische zurückgekehrt. Da wird es am besten sein, ich gehe gleich. Daß ich ungern scheide, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Sie waren die Güte und Freundlichkeit selbst gegen mich, teure Cousine, und ich werde immer an die schönen Stunden zurückdenken, die ich bei Ihnen und mit Ihnen verleben durfte. Darf ich es sagen? Sie sind mir entgegengekommen wie eine Schwester, und ich schätze und liebe Sie wie eine solche. Wie zu einer solchen habe ich auch Vertrauen zu Ihnen gewonnen, und wenn ich ... wenn ich heute mit einer Bitte scheide ..." Hier wurde er augenscheinlich sehr verlegen und mußte sich mehrmals räuspern. „Meine Bitte geht nämlich dahin ... Sie werden mich nicht mißverstehen! Aber ich weiß, Sie können es, sonst würde ich niemals wagen, mit etwas dergleichen herauszurücken ... Ich brauche Geld ... Könnten Sie mir zwei- bis dreihundert Mark leihen?"

Sie sah ihn stumm an und nickte nur. Dann stand sie auf, ging an ihren Schreibtisch, schloß ihn auf, nahm dreihundert Mark aus ihrem Fach, wickelte sie mit zitternden Händen ein und übergab sie ihm. Er dankte in stürmischen, überschwänglichen Worten; fast schämte er sich, das Ersehnte so rasch erlangt zu haben, und drückte ihre Hände lang und warm. „Sie sind ein Engel!" rief er enthusiastisch. „Ich wollte nur, ich könnte Ihnen meine feurige Dankbarkeit und Liebe beweisen! Gestatten Sie ..." Er zog ihre beiden Hände an seine Lippen und bedeckte sie mit heißen Küssen: „Geben Sie mir das Recht, das eine Mal nur, das Bruderrecht, Sie zu umarmen!"

Er wollte sie an sich drücken; aber sie wich zurück und sah so blaß, so erschreckt aus, daß er entschuldigend einige Worte stammelte. Dann rief er ihr noch etwas Unzusammenhängendes von Dank und ewiger Freundschaft zu — und war verschwunden.

(Schluß folgt).

Ich will

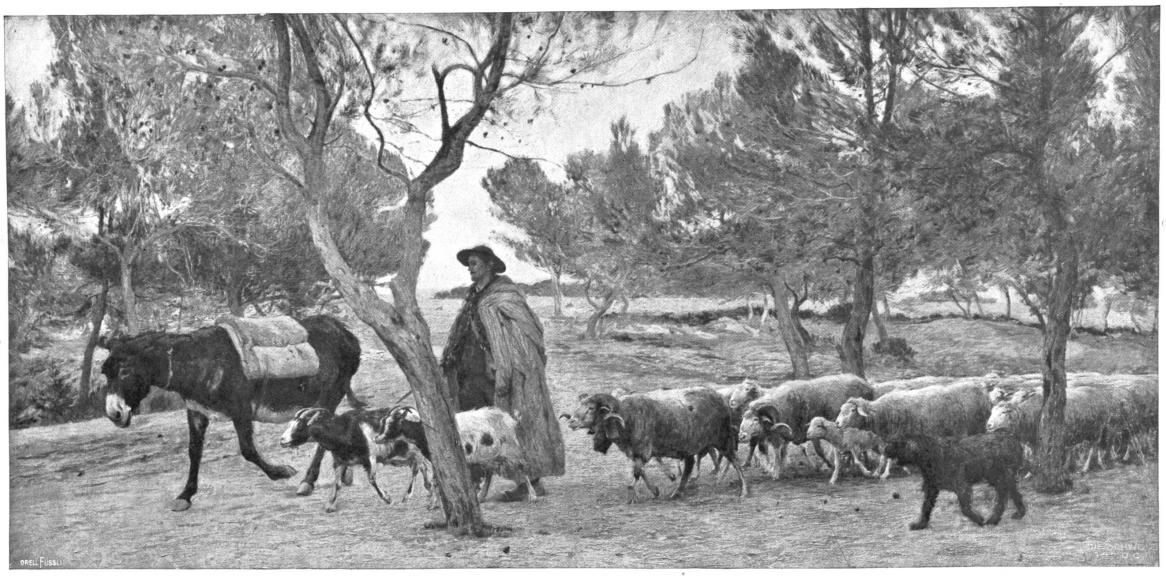
Ich will meine Straße gehen
Und blicken zur Seite nicht,
Wo winkend die Freunde stehen
Und die Feinde mit finsterm Gesicht.

Und kommt ein Lob geflogen:
„Der darf sich lassen seh'n!"
Ich will vornüber gebogen
Und schweigend weiter geh'n.

Und schallt's an manchen Enden:
„Der Bursche taugt nicht viel!"
Ich will den Blick nicht wenden
Vom fernen Ziel.

Ob ich es komme zu fassen,
Das wissen nicht du noch ich;
Doch sollen sie mir lassen,
Daß ich vom Weg nicht wich!

Ernst Zahn, Gölchenen.



La rentrée du troupeau.
Nach dem Gemälde von Eugen Burnand
im Kunstmuseum zu Vevey.